

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 192.

Samstag, 25. Juli.

1931.

Derby / Roman von Ernst Klein.

(13. Fortsetzung.)

Winkfield lachte ein herzliches, frohes Amerikanerlachen. „Das freut mich, daß Sie das sagen, Barady. Ich bin aber neugierig, was Sie sagen, wenn er erst das Derby gewinnt.“

Angesichts der Heiterkeit seines Kollegen gestattete sich auch Barady so etwas wie ein Lächeln.

„Werden ja sehen, was er im Buddenbrock macht.“

„Zweihundert Mark habe ich übrig“, schlug Winkfield vor, als sie von ihrem Sulkys abgestiegen, „wie wäre es, Barady, wenn wir eine kleine Privatwette aufs Derby eingingen?“

Mit einem Händedruck machten sie die Wette ab. Marvin kam gerade hinzu. Außerordentlich zufrieden, sogar glückstrahlend, denn er hatte in dem Rennen zwanzigtausend Mark gewonnen.

„Ich habe gerade mit Barady gewettet, wer das Derby gewinnt“, sagte ihm sein Trainer. „Ich will Ihnen gleich den guten Typ geben, Herr Marvin; wetten Sie Peter junior! Von heute ab fürchte ich auch Isabel nicht mehr.“

„Wirklich?“

Marvin ließ seinen Blick von ihm zu Barady gleiten. Winkfield stand breitpurig da, lachend und zuversichtlich, Barady, klein und unscheinbar neben dem Hühnen, mit einem hämischen Lächeln um den dünnen Mund.

„Nun, was sagen Sie dazu?“, begehrte Marvin von ihm zu wissen.

„Ich? Wenn Sie mich fragen, Herr Marvin, ich als Sportsmann wette nur mein eigenes Pferd oder gar nicht!“

Am selben Abend noch brachte Marvin seine Wetten unter. Sogar in Wien und London ließ er durch seine vertrauten Agenten hohe Summen anlegen. „Wenn die Sache schief geht“, sagte er sich selbst, „kann ich mich eingraben lassen.“ Aber er mußte riskieren, mußte zweihunderttausend Mark am ersten Juli in der Hand haben.

Seiner Tochter zeigte er stolz die Wettscheine, und selbst die nicht so leicht zu verblüffende Edith fühlte ein gelindes Gruseln, als sie die kolossalen Summen sah, die ihr Vater gesetzt hatte.

„Aber um Gottes willen, Papa“, rief sie, „hat denn unser Pferd eine Chance gegen Isabel?“

„Gewiß! Hätte ich denn das sonst getan? Natürlich, so sicher wie Rosmarin ist es diesmal nicht. Aber es ist nicht aller Tage Abend“, fügte er mit einem Lächeln hinzu, der Edith anschauen ließ.

„Noch nicht aller Tage Abend? Was bedeutet das?“ Sie beschloß bei der nächsten Zusammenkunft mit Reiffenberg diesen zu fragen, wie es mit Isabel stünde.

Die Gelegenheit zu dieser Zusammenkunft bot sich schneller, als sie es erwartet hatte, besser gesagt, erhofft hatte.

Am Tage nach diesem Gespräch, das ihr so verschiedenartige Sensationen bereitet hatte, läutete Reiffenberg in der Grunewaldvilla an. Sie selbst kam zufällig an den Apparat und erschrak, als sie hörte, wie heiser und aufgeregte seine Stimme klang.

„Um Gottes willen, was ist denn los?“, fragte sie. „Diesel ist krank, sehr krank. Sie hat sich vor ein

(Nachdruck verboten.)

paar Tagen erkältet und ein bißchen gehustet. Aber wir haben nicht viel darauf geachtet. Gestern Abend hat sie plötzlich hohes Fieber bekommen — und sie verlangt immer nur nach Ihnen, Fräulein Edith. Ich — ich möchte Sie bitten — —“

„Mit dem Auto kann man jetzt leider nicht fahren“, rief sie zurück, „aber mit dem nächsten Zuge komme ich hinaus. Lassen Sie mir das Zimmer neben dem Piesels zurechtmachen. Ich bleibe draußen.“

„Fräulein Edith, liebes Fräulein — — —!“

„Halten Sie mich nicht auf, Herr Baron, ich muß meine Sachen packen!“

Mit dem Ein-Uhr-Zuge war sie draußen. Er selbst holte sie ab, und sie erschrak, als sie ihn erblickte. Die Augen lagen ihm tief in den Höhlen. Grau und übernächtigt sah er aus. Stumm drückte er ihr die Hand, als er sie in den Wagen hob.

„Ist es denn so schlimm?“, fragte sie.

„Das Fieber steigt. Der Doktor fürchtet, sie bekommt Lungenentzündung. Gott im Himmel, Fräulein Edith — — wenn mir das Kind — — —!“

Er biß die Zähne zusammen und griff nach den Zügeln. Mit wildem Rud zogen die jungen Pferde an, und der Wagen flog durch den Morast der Dorfstraße.

Sie legte die Hand auf seinen Arm. Der Mann, der sonst immer so ruhig und lebensfroh war, tat ihr in der Seele leid. Seinen Schmerz fühlte sie mehr als die Angst um Piesel, denn sie liebte ja das Kind um seinetwillen.

„Pieber Baron — — —! Wir werden um Piesel schon kämpfen!“

In ihrer Stimme lag soviel Wärme, soviel Innigkeit, als nur ein Weib aufbringen kann, das den Mann, den es liebt, zu trösten und aufzumuntern sucht. Er blickte sie an und las in ihren Augen die Bestätigung ihrer Worte.

„Edith“, sagte er leise, „wie soll ich Ihnen je danken, daß Sie gekommen sind!“

Mit der Energie, die eine der hervorragendsten Eigenschaften der jungen Dame war, machte sich Edith sofort zur Herrin des Krankenzimmers. Piesel lag im unruhigen Fieberschlaf, als sie kam. Sie setzte sich ohne weiteres an das Bett und ergriff die Hand des Kindes. Heiß war die, trocken. Stoßweise und ungleichmäßig kam der Atem — —

Die Tränen stürzten Edith aus den Augen. Sie beugte sich über das Kind und hauchte einen Kuß auf seine heiße Stirn.

„Piesel, Piesel“, flüsterte sie dabei, „du wirst doch keine Dummheiten machen — — —!“

Die Kranke hörte die Stimme, die sie so liebte. Sie rückte in ihren Kissen hin und her und schlug die Augen auf. Zuerst erkannte sie das Mädchen nicht, das sich da über ihr Gesicht beugte, aber die Stimme — die Stimme erkannte sie, und die verdrängte die Nebel des Fiebers.

„Edithchen, Edithchen“, stammelte sie, und legte die Arme um den Hals der Freundin.

An Isabel, an ihren Vater, an seine Wetten dachte Edith nun nicht mehr. — — —

Mehr als einen Monat blieb sie auf Rote Erde, denn obwohl Liesel schon nach vierzehn Tagen außer Gefahr war, wollte sie doch nichts davon hören, daß ihre geliebte Pflegerin sie so bald verließ. Edith mußte bei ihr bleiben. Und an ihrer Hand machte sie auch ihren ersten Genesungs-Spaziergang in den Park. Der Frühling war da, und Rote Erde duftete und blühte an allen Enden und Ecken. Edith ließ sich nicht lange bitten und blieb gern.

Das Kind war ihr teuer geworden. Zuerst hatte sie Liesel ihre Freundschaft gegeben, weil sie Reißenbergs Kind war. Aber der mütterliche Instinkt, der in jedem Weibe nur darauf wartet, gerufen zu werden, ließ sie bald die Liebe zum Manne vergessen. Ihr Herz schlug hoch, während Liesel im Delirium lag, und sie saß Tag und Nacht am Bette, gegen das Fieber kämpfend. Eine Mutter liebt ihr Kind um der Sorgen und Ängste willen, die sie seinetwegen zu erleiden hat. So erging es Edith. Sie liebte Liesel mehr denn je, um des Opfers willen, das sie ihr gebracht hatte. Sie war ja jung — keine zweiundzwanzig Jahre, doch die Mutter in ihr war uralte und triumphtierte über das moderne Weib, das borte, Zigaretten rauchte und Röcke trug, die kaum die Knie bedeckten.

Von Reißenberg sah sie nicht viel in der Zeit, da ihn wohl die Angelegenheiten des Rennstalles wie die des Gestüts sehr in Anspruch nahmen. Nicht weniger als neun Fohlen hielten ihren Einzug in die Welt, und es gab viel Aufregung und Sorge auf dem großen Hofe hinter dem Schlosse. Vierbeinige Mütter sind nicht anders als zweibeinige und haben dieselben Schmerzen zu erdulden, wenn sie ihre Kinder gebären. Bei Jessita, eine der besten Stuten, die Reißenberg überhaupt besaß, war eine Zangengeburt notwendig. Das Tier litt furchtbar, und Reißenberg kam volle zwanzig Stunden nicht aus dem Stall. Erst als das stielzeinige, wacklige junge Ding neben seiner Mutter lag, und diese müde und matt, wie sie war, es zärtlich abzuschlecken begann, ging er ins Schloß hinüber und haute sich aufs Bett.

Und dann kam der Tag, an dem Isabel ihr erstes Rennen als Dreijährige lief. Sie hatte gut überwintert, war nicht sonderlich in die Höhe gegangen, hatte aber ihren Rahmen wunderbar ausgefüllt. Nervös war sie noch immer. Baradny war absolut nicht bereit, darauf zu schwören, daß er heil und sicher mit ihr über die Bahn kam. Das Buddenbrock-Memorial war es, in dem sie ihr Debüt gab und Peter junior sich ihr unter den zehn Konkurrenten als der einzige ernsthafte Gegner präsentierte. Der Hengst Joseph Marwins hatte bereits das Abdell-Toddington-Rennen im großen Stil gewonnen und dabei eine Verbesserung bewiesen, die für sämtliche Turfweisen die Überraschung ihres Lebens bildete. Wie Winkfield prophezeit hatte, war er jetzt erst, im dritten Jahre, fertig geworden. Er war nicht nur in Breite, sondern auch in die Höhe gegangen, ein wahrer Riese, wie sein Vater, und ein Rennpferd über und über.

Sein Maßheut war nur, daß er beim Wenden im Start nicht so gut daran war wie die Gegner, die nicht so mächtig und so schwer waren wie er. Während Isabel beim Fallen der Flagge wie aus der Kanone an die Spitze schoß, verlor Peter junior mehr als zehn Längen, ehe er überhaupt in Schwung kam. Aber dann zeigte er, was er geworden war. Er fraß nur so die Distanz zwischen sich und den anderen und legte sich in der Geraden gegenüber dem Ziele hinter Isabel zu recht. Baradny hörte hinter sich sein ruhiges und gleichmäßiges Schnauben und war alles, nur nicht erbaut von dieser Glanzleistung. Isabel, die auch den Feind hinter sich spürte, begann mit den Ohren zu spielen, denn sie war es nicht gewohnt, daß sich ihr irgendein Nebenbuhler in die Nähe wagte, und sie empfand dies als Unverschämtheit und Mißachtung ihres stolzen Selbstgefühls. Baradny erkannte die Gefahr sofort, beschloß aber das Experiment zu riskieren und sie jetzt gleich nach der langen Winterruhe in einen scharfen Kampf zu werfen. Schneller war sie als der Hengst,

das wußte er. Aber wie benahm sie sich, wenn der ihr an die Gurten kam? So zogen sie in den Einlaufsbogen, wo Winkfield allmählich zu ihm aufschloß, ein Borgang, der den höchsten Unwillen Isabels erregte. Sie warf den Kopf hin und her, legte die Ohren zurück, und Baradny begann nicht nur den ungarischen Herrgott, sondern auch sämtliche diesem untergeordnete Heilige anzurufen, denn er fühlte in seiner feinen, nervösen Hand das unruhige Zucken des Pferdes. In der nächsten, übernächsten Minute mußte sie springen. — Klapp — klapp — klapp — wie der Schlag einer Maschine klang der Tritt Peters junior neben ihr. Kopf an Kopf zogen sie in die Gerade. Das Publikum längs der Barriere schrie und schrie. Isabel war natürlich Favorit, aber es lag auch eine ganze Menge Geld auf Peter junior, und die beiden Parteien arbeiteten mit dem Aufgebot aller Lungenkräfte, um jede ihren Champion „hineinzuschreiben“. Auf den Tribünen standen sie Kopf an Kopf, gestilten und gestikulierten und Baradny auf seinem Sulty fluchte, weil das Gebrüll nur dazu diente, Isabel noch nervöser zu machen. Fortwährend zuckte und zerrte sie, und in keiner anderen Hand als der seinigen wäre sie zu halten gewesen. Der riesige schwarze Kerl lag neben ihr, und hätte Winkfield, wie so mancher unfaire Fahrer, es sich einfallen lassen, jetzt mit der Peitsche in der Luft zu fuchsteln und zu schreien, wäre sie bestimmt in die Höhe gegangen. Aber Winkfield war ein Aristokrat auf der Rennbahn, ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle. Er trieb sein Pferd so rücksichtslos er konnte, vorwärts, doch auf ein so gemeines Mittel verzichtete er.

„Nun, Baradny“, rief er dem Ungarn zu, als sie Seite an Seite daherrasteten, „was, das hätten Sie nicht geglaubt!“ Triumph war in seiner Stimme, doch der Triumph eines Sportsmannes, der ehrlich seinen Sieg erkämpfen wollte.

Baradny warf einen raschen Seitenblick auf Peter junior und schnitt eine wütende Grimasse.

„Wenn ich mich nur traute, würde ich Ihrem Krampe schon die Eisen zeigen“, schnellte er im alten Donaudenkmal zurück.

Er traute sich nicht. War todsfroh, daß Isabel so ging, wie sie ging. Hielt sie durch, kam sie als erste durchs Ziel.

Sie hielt durch, aber sie gewann nur um eine kurze Nase, und mit ihrer Glorie als Wunderpferd war es nach diesem Auf- und Weshiege vorläufig vorbei. Die Meinung der Sportsleute, wie sie auch später in der Presse dargelegt wurde, ging dahin, daß Isabel bei ihren Rennen im Vorjahre mehr Werdglück als Pferdederstand gehabt hätte, daß ihre Nerven aber in einem zweiten so ernsthaften Kampfe, wie Peter junior ihn ihr im Buddenbrock-Memorial aufgezwungen, nicht standhalten würden. Und weiter dozierte die Turfweisheit — hätte der Hengst beim Start nicht soviel verloren, wer weiß, ob er sie nicht ohne jeden Kampf geschlagen hätte. Auf jeden Fall wurde Peter junior als der moralische Sieger des Buddenbrock-Memorials proklamiert.

Und Joseph Marwin ging hin und machte sofort alles Geld flüssig, das er flüssig machen konnte, um es seinen ersten Wetten nachzuschicken.

Am Abend saßen Reißenberg und Edith nach dem Abendbrot auf der Terrasse, und er berichtete ihr über das Rennen. Er war ernst und voller Zweifel.

„Sehen Sie, Edith“, sagte er zu ihr, „Ihr Vater ist zwar der Besitzer desjenigen Pferdes, das mir so gefährlich ist, aber ich glaube, ich kann doch ganz offen zu Ihnen sprechen. Ich muß das Derby gewinnen. — Ich schäme mich fast, es zu sagen, daß ich es nicht aus sportlichem Ehrgeiz gewinnen muß. Leider Gottes habe ich mich hintersinken lassen und habe mehr Wetten angelegt, als ich vertragen kann. Wenn ich sie verliere, habe ich nichts zu lachen. Und mein ehrwürdiger Stammvater wird sich so lange in seinem Erbgrabe umdrehen, bis er die Drehkrankheit bekommt.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Kornfeld will noch sein Geheimnis sagen.

Das Kornfeld will noch sein Geheimnis sagen,
Bevor es tot auf harten Stoppeln liegt,
Darauf es die schweren Ähren wieget,
Die in sich wieder neue Saaten tragen.

Es klistert leise — und die roten Lippen
Des grellen Mohnes werden matt und bleichen.
Die schmalen Grannen beugen sich und zeigen
Zur Erde hin, um Urkraft dort zu nippen,

Um ihr zu sagen: „Liebe Ackerkrume,
Es kommen und es gehen die Geschöpfe,
Das eine steht auf des andern Rücken
Und ist ein Baustein zu dem Heiligtume
Des Schöpfers.“ — Betend neigen sich die Köpfe
Der Ähren, die sich weit herunterbücken.

Georg Rieser.

Im Hotel der gelehrten Köpfe.

Besuch in einem einzigartigen Klubhaus. — Herr Ober! Die
Rechnung für Herrn Tagore. — Nobelpreisträger unter sich. —
Wissenschaftler an einem Mittagstisch.

Draußen im Villenvorort Dahlem, da wo die letzten Häuser
enden und die ersten Kieferwaldungen beginnen, befindet sich ein
Haus, das wohl einzigartig dasteht. Mitten zwischen den welt-
bekannten Laboratorien und Versuchsstellen des Kaiser-Wilhelm-
Instituts steht dieses Haus. Ein Hotel ist es nicht, für ein Hospiz
ist es vielleicht zu wirkungsvoll erbaut — vielleicht trägt der Name
Klubhaus besser. Hier in diesem, erst vor knapp zwei Jahren
erbauten Hause wohnen die Gäste des Instituts. Hier wohnen
die deutschen Wissenschaftler, die zu Studiengründen an dem
Institut oder auch in Berlin arbeiten, hier wohnen die gelehrtesten
Köpfe der Welt, wenn sie sich auf der Durchreise durch Berlin
einige Tage in der Metropole des deutschen Reiches aufhalten
wollen und hier wohnen die unendlich vielen Professoren, Philo-
sophen, Erfinder und Entdecker, die im Institut arbeiten.

Der Gedanke, daß an ein wissenschaftliches Institut, das
vor den Toren einer Stadt liegt, auch ein nächtliches Unterkommen
angegliedert sein muß, liegt nahe. Wer könnte es verlangen,
daß man täglich ein bis zwei Stunden verfährt, ehe man vor
seiner Kette oder vor seinen Büchern sitzt. Der Begründer
des Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, der Geheimrat Professor
Dr. von Harnack, der erst vor wenigen Monaten mitten aus seiner
wissenschaftlichen Arbeit durch den Tod uns entzogen wurde,
war es, der den Gedanken für dieses Hotel in die Tat umsetzte.
Am 7. Mai 1929, am 78. Geburtstag Harnacks, wurde das Ge-
bäude der Öffentlichkeit übergeben und erfreut sich seit dieser Zeit
eines regen Besuches aus aller Welt.

Die Gäste, die meist von der Gesellschaft eingeladen werden,
wohnen hier je nach der Dauer ihrer Tätigkeit, die sie zwingt
in Berlin zu bleiben. 40 Betten hat das Haus und oben, in der
höchsten Etage, sind geschmackvolle Apartments, denn unter den
ausländischen Gelehrten sind es viele, die mit Frau und Kind
den weiten Weg nach Europa antraten.

Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die vom damaligen Kaiser
mit Unterstützung weiterer Schichten des deutschen Volkes im
Jahre 1911 ins Leben wurde, baut sich auf durch Unterstützung
kaputtträchtiger Menschen, die, wie die Mitbegründer, der reinen
Forschung ein großes Betätigungsfeld einräumen wollten. Und
wie die verschiedenen Laboratorien und wissenschaftlichen In-
stitute, deren Zahl z. B. 33 beträgt, von diesen Geldern erbaut
und unterhalten werden, so wurde auch das Klubhaus durch
großzügige Spenden ermöglicht.

Scheinbar abgelegen vom Getriebe und Lärm der Groß-
stadt liegt das einfache, aber höchst geschmackvolle Haus an der
Grenze zwischen Dahlem und Lichterfelde. Auf der Straße
fahren selten Autos vorbei, Bienen summen im Park und die
Vögel jubelieren. Kurz, man könnte weit ab von Berlin sein.
Und doch irt man sich, denn schon, wenn man die Eingangstür
hinter sich geschlossen hat, befindet man sich im wissenschaftlichen
und gesellschaftlichen Mittelpunkt einer großen und fast unüber-
sehbaren Gemeinde. Zwischen 1 und 3 Uhr und dann wieder
gegen Abend ist Massenbetrieb hier. 300 Mittagsgäste und nicht
viel weniger des Abends und dann regelmäßige Veranstaltungen
im Hörsaal oder in den Gesellschaftsräumen — das Haus liegt
nur wenige Stunden am Tage ruhig und einsam da.

Unten in der Halle, die mit Wappen der deutschen Länder
geschmückt ist, wacht der Portier, daß keine Unberufenen ins
Haus kommen. An der schwarzen Tafel wird man erinnert, daß
Gelehrte im Hause wohnen, denn — wie zu lesen steht — wird
gemahnt, daß Roten von Brahms, Schubert, Bach und Löwe
abhanden gekommen sind. Die Roten müssen unbedingt

im Musikzimmer bleiben, denn sonst werden sie in den Stößen
von Manuskripten verwahrt und — kein Sterblicher sah sie je
wieder. Der Vorraum wird abgeschlossen vom Bismarckzimmer.
Ein großes, sehr geräumiges Zimmer mit weitem Blick auf den
gepflegten Garten. Hier befindet sich zunächst in einem wohl-
verwahrten Schrank das Gästebuch. Selten wird man wohl
auf einem 200 Seiten starken Buch, in dem erst zehn Seiten mit
Namen bedeckt sind, so viele Namen von Weltgeltung finden,
wie hier. Angefangen mit Harnack, dann folgt der damalige
Außenminister Dr. Stresemann, der amerikanische Botschafter
Shurman, der damalige Oberbürgermeister von Danzig, der
heutige „Ober“ von Berlin, Sahm. Rater Madermann, einer
der führenden deutschen Katholiken, von Parzeval, Severing,
Reichsminister a. D. David, Professor Böllflin, Rabindranath
Tagore, Riccardo Guch, Dr. Duisberg, Eugen Berg, Bräuning,
der deutsche Reichskanzler, der spanische und österreichische Ge-
sandte, Professor Goodspeed aus Berkeley (Kalifornien), Dr. Sarda-
ña aus Cebeles, Frl. Dr. Dupis aus Holland, Professor Zubiri
aus Madrid und Professor Dr. Hornung aus Sydney und so fort.
Man kann die Gelehrtenhandschriften meist nicht lesen, aber da
Menschen, je klüger sie sind, eine desto undeutlichere Handschrift
haben — so müssen die Besucher ganz schrecklich klug gewesen
sein. In diesem Raum, in dem kleine Tische und Stühle in Gruppen
verteilt stehen, nimmt man nachmittags den Tee ein. Unten
befindet sich der Speiseraum, Liebigsaal genannt und von den
J. G. Farbenwerken gestiftet. Sicher fast 30 Tische stehen hier
und in einem Nebensaal befinden sich weitere Tische. Ein Kurio-
sum: Der Tisch der Biologen ist geziert mit einer Lampe, deren
Innenstück ein Embryo darstellt. Man soll eben auch beim Essen
den Verus nie vergessen. Nach oben zurück, finden wir den Goethe-
saal, den großen Empfangsraum mit einer Tafel, auf der sämt-
liche Stifter verzeichnet sind. Vereinigungen, Persönlichkeiten,
angefangen von den deutschen Staaten und Ländern über die
Städte, die Industrie und Banken, die Landwirtschaft und zahl-
reiche Einzelunternehmen, Gewerkschaftsbünde und Offizierteils —
alle haben sie zum großen Sammelwerk beigetragen. Neben
dem Saal befindet sich ein Gang, der zum Hörsaal führt. Ganz
modern eingerichtet. Mit viel Lust und Licht, modernen Pro-
jektionsapparaten und elektrischen Anlagen, ist dieser Raum
geradezu prädestiniert zum lernen. Holzhofsaal ist dieser Raum
benannt. Das Mozartzimmer ist der Musik gewidmet, der Hun-
boldtsaal für Sitzungen und die Bibliothek ist Leibnitz erwählt
worden. Ferner befindet sich ein Besessaal mit über 100 Zeitungen
im Haus. Der Saal wurde von einem großen Berliner Verlag
gestiftet; die vielen deutschen und ausländischen Zeitungen werden
von den Verlagsgesellschaften kostenfrei überhandt. In den beiden
oberen Etagen befinden sich die Wohnräume der Insassen. Fast
wie in einem Hotel und doch herrscht eine eigenartige Atmosphäre,
denn von den Türen der Zimmer leuchten Namen von hohem
Klang. Die Einrichtung ist gemütlich, wohnlich, behaglich, familiär
gehalten. Tennisplätze, Duschräume, Turn- und Massagemög-
lichkeiten sind der heutigen Zeit entsprechend groß und zweck-
entsprechend. Im Keller ist die Küche, die sich über zu wenig
Arbeit nie beklagen kann. Aber der Koch, der in einem führenden
Hotel tätig war, schafft es. Der „Ober“ ist der ehemalige Kammer-
diener eines bekannten Adligen, der ebenfalls in den Rahmen
dieses „Landhauses“ paßt.

Das Leben im Haus ist recht interessant. Tagsüber sitzen
die Gelehrten im Institut und kommen nur zu den Mahlzeiten
ins Haus. Betrieb ist erst am Abend, dann beginnt hier das wirk-
liche Leben und wie ein ausländischer Professor richtig sagte,
das häusliche Leben ist für ausländische Wissenschaftler wichtig,
denn hier kommen sie mit anderen Wissenschaftlern zusammen
und können bei einem Glase Tee oder einer Partie Schach ihr
Wissen gegenseitig ergänzen. An den Abenden finden ständig
Vorträge statt, die von Berlinern zahlenmäßig häufig und stark
besucht werden. Der indische Dichter Tagore war zweimal hier
als Gast und der Gelehrte Böllflin war gerade ins Haus getreten,
als man ihm die Botschaft mitteilte, daß er zum Nobelpreisträger
erklaren sei.

Vor allem wohnen Naturforscher im Haus. Aus der ganzen
Welt — wie schon das Gästebuch zeigt. 202 Personen wohnten
im letzten Jahre im Harnackhaus. Das ständige Beisammensein
ist Dienst für Kulturpropaganda, das wichtiger als Bücher und
alle Reden ist. Hier wirkt das unmittelbare Erleben. Strese-
mann, der das Haus eröffnete, sprach einige schöne und treffende
Worte, die auch hier Erwähnung finden sollen: Es gibt zwischen
den Nationen viel mehr Gemeinsames, viel mehr Trennendes
als zwischen den einzelnen Menschen und doch gibt es nichts
Besseres, um diese Trennung zu überwinden, als persönliches
Zusammenarbeiten auf einem Gebiet, auf dem keine nationalen
Trennungen bestehen, oder doch nicht bestehen sollten, auf dem
Gebiet der wissenschaftlichen Erkenntnis der Menschen.

In diesem Sinne arbeitet die Gesellschaft und in diesem
Sinne wird das Harnackhaus geführt. Zusammenarbeit aller
Gelehrten und Wissenschaftler der Welt, um gemeinsam das große
Ziel zu erreichen — den Erfolg!

Peter Brätorius.

Maria sah im Rosenhag.

Skizze von Max Karl Wötcher.

War da ein wunderlieber kleiner Hain. Hellgrüne Linden rauschten hier im Abendwinde, und wo der klare Weiher der Birken langes Blätterhaar zurückgab rein und spiegelklar, da war ein Hedenzaun, und wilde Rosen blühten üppig aus dem Dorngerank und glühten purpurn fast, so dunkelblutend war ihr Kleid.

Ein Künstler fand dies Märchened vor langen Zeiten und malte voller Freud ein Muttergottesbild, so schön, wie selten man es sah: Maria, rein und hehr und unschuldsvoll von Angesicht! Doch ihre Augen zeugten schon vom großen Leid der Welt. — Das Knäblein, das so lind im Arm sie hält — es war ein wahrhaft Gotteskind, und Liebe nichts als Liebe strahlte aus den göttlichen klaren Augen. Dies Bild war aufgestellt am Hedenzaun im Haine an dem stillen Weiher.

Und Rosen, rote Rosen rankten sich in dichtem Drängen um jenes wunderfame Bild. Ein Bänkchen, dich zum Reiten ladend, morich zwar und vom Wetter arg zernagt, das stand davor, und mancher Raib und manches Burtschen knie hatt' sich wohl schon gebeugt in stiller Andacht vor dem Bild im Rosenhag.

Das Dörflein, dem der Birkenhain und mit ihm Rosenhag und Mutter-Gottes-Bild wohl angehört, lag kaum ein Stündlein fern am Vergeshang. Und wenn ein guter Wind zum Weiher strich, da bracht er gar oft auf seinen Flügeln lindes Glodenklang vom Kirchlein her, und jene holde Stimme aus metallnem Munde, der Glodenton, umwallte dann Maria mit dem Gotteskind im Rosenhag.

Ein Mädchen — ja, so konnt' es wohl erscheinen — umspielte dann Mariens keuschen Mund, und wer zu dieser Stund vor'm Bilde betend kniete, dem mocht es scheinen, als ob des heil'gen Kindes Augen heller noch erstrahlten wie zuvor. Das tat der Glodenklang, das tat die Stimme Gottes, die da bittend rufte: Kommt zu mir alle her, so ihr beladen seid mit Sorg und Gram!

War da im Dorfe einer, der schwer beladen war mit ird'schem Leid! Die Frau, noch jung, war ihm gestorben, und hatte ihm ein Mägdlein, Elisabeth geheissen, unverjort zurückgelassen. Fünf Jahre alt war nun das Kind, das wunderschöne Angesicht von braunem Lockenhaar umrahmt. Tagsüber war das Kind allein im Häuslein dicht am Vergeshang. Es spielte still im Garten, trant seine Milch und wenn vom Turm die Glode klang, dann faltete Elisabeth die Hände kindlich zum Gebet. So hatte sie's die Mutter, eh' sie starb, gelehrt.

Der Vater aber ging des Morgens zeitig aus dem Haus. Zum Steinbruch schritt er hin, der hinterm Lindenhain in jähem Fall so tief da drunten lag. Dort schaffte Stund um Stund der Vater in saurer Arbeit, um sein und seines Mägdleins Ägung zu verdienen.

Und wenn am frühen Morgen durch jenes Lindenväldchen der Vater schritt, da hemmte er am Weiher seinen Fuß, dort, wo — wie wir nun wissen — Maria sah im Rosenhag. Er beugte dann in stiller Demut seine Knie und sprach ein kurz Gebet für sich und für sein Töchterlein, das sich allein zu Hause überlassen war.

Dann ging er wohlgemut zur Arbeit, wußt' er doch nun Elisabeth in guter Hut. —

Da geschah, es war in lauer, später Sommernacht, etwas gar felt- und wunderfames!

Im fernen Städtlein war ein Gauflertrupp von weither eingezogen und zeigte dort allabendlich, was er an Kunst- und Bauberständchen konnte.

War da ein Riese, ein Mann von roher Art, der hatt' ein junges, schönes Weib, das ihm ein Knäblein schenkte, und diesen Weib und Kind, tat jener Mann in seiner Rohheit alles nur erdenklich Böse an, bis just in jener Sommernacht das arme Weib von dannen lief in seiner Not, das Kind im Arme bergend, fort, tief in den Wald hinein. Und kam — der helle Mond schien mild und sanft und goß sein Licht aus über Flur und Hag — in jenes Dorf am Vergeshang.

Das junge Weib, es trug ein dunkelblau Gewand und einen breiten Schal aus rotem Stoff, just auf das Lüsselchen genau, wie unser hold Marienbild im Rosenhag.

Und wie es so in später Nacht durchs friedvoll Dörflein schritt, Zucht wohl zu suchen für sich und für ihr Kind, da kam ein Mann dahergegangen mit schwerm, müdem Schritt. War just der Vater von Elisabeth, den Meister Kranz vom Steinbruch in die ferne Stadt gesandt, beim Pulvermacher neuen Sprengstoff einzukaufen.

Betrovndert blieb der Vater stehen, als ihm das junge Weib, ihr Knäblein eng an sich gedrückt, so scheu und schnell entgegenkam und rasch vorüberstritt. Ein Mondstrahl hell und golden fiel grad im gleichen Augenblick durchs Blattgerank der Ebereschen an der Straße und wob, o holder Zufall, ums Haupt der jungen Frau ein blinkend Aureolchen, und dies und auch die

Farbe ihres Kleids und Schals, dies Dunkelblau und jenes leuchtend Rot, und dann, daß sie ein Knäblein trug, dies alles wedte in dem schlichten, kindlich frommen Manne im Augenblick den wunder schönen Glauben:

Maria war's, Maria mit dem Kinde.

Vom Rosenhag stieg sie hernieder in unser Tal, den Armen Trost, den Kranken Labung wohl zu bringen.

Und schnell sprach er ein still Gebet für sich und für sein Kind.

Und das tat not! Elisabeth, das Mädchen, hatt' Stund um Stund gewartet auf den Vater. Sie wußt ja nicht, daß er in Meister Kranzens Auftrag zur fernen Stadt gewandert war. Als nun die Glod vom Turm am Vergeshang elf Mal ihr Erz erklingen ließ, da ward dem Kinde angst. Es nahm sein Lächeln vom Brett und eilte aus dem Hause, schritt quer durch Feld und Wald und kam, der Mond legt' sich schon schlafen und düster war's im Hag, bis dahin, wo des Steinbruchs Wände in jähem Fall wohl hundert Fuß und tiefer noch senkrecht sich neigten. — Das Kind, es irrte am Todesrand entlang und rief und rief mit kläglichem Geschrei nach seinem Vater. Das Weinen und das Rufen, das hatte jene junge Frau gehört, die durch das Dorf geirrt und nirgend's Bleibe fand, sich dann zum Wald gewandt und nun des Kindes Engel ward.

Elisabeth, als ihr vom Vater keine Antwort kam, begann, unwissend der Gefahr, den jähem Hang zum Steinbruch niederwärts zu klettern. Schon faßt die kleine Hand nach einem Brombeerstrauch, schon steht der eine Fuß im nachgiebigen Geröll, da ist sie da, die junge Frau und padt' mit festem Griff das Kind und zogs empor.

„Wo willst du hin, du Kleine?“ fragt weich die fremde Frau.

„Den Vater suche ich, er kam nicht heim und w'rd wohl noch im Steinbruch sein.“

„In später Nacht?! — Das glaube ich wohl kaum. Komm mit mir, Kind, ich führe dich nach Hause! Wo wohnst denn du?“

„Im Dorfe an der Kirche, im kleinen Efeuhaus.“

„So komm, dein Vater wird dich missen!“

Und führte nun mit linder Hand Elisabeth durch Busch und Hag, da wo sich des Waldes Didicht zur breiten Wiese öffnete, da ward es hell, und lezt zum ersten Male vermocht' das kleine Mädchen die fremde Frau zu sehen. Erschrocken und voll Freud' zugleich verhielt Elisabeth den Schritt und schlug, nach Kinderart, in beide Hände und rief: „Du bist Maria mit dem Kinde?“

„Ja, Mädchen, Maria ist mein Name, und dieser Kleine da — sie zeigte auf das Bündel Mensch in ihrem Arme — der ist mein lieber Sohn!“

„Und bist gegangen aus dem Rosenhag?“

„Nein, Kind, auf Rosen war mein Leben nie gebettet.“

„Nicht aus dem Rosenhag?! — So bist du eine von den Klosterfrauen?“

Wie sagst du, Mädchen?! Gibt es denn ein Nonnenkloster hier in der Näh'?

„Ja, liebe Frau Maria, nicht weit von unserm Garten, da steht das Haus der guten Frauen, die, ach, so oft mir schon zu essen gaben!“

„Ach, dann ist ja alles gut! Dort werd' ich Unterschlupf erhalten!“ so seufzte wie erlöst die fremde Frau und schritt nun rasch, das Mädchen an der Hand, dem Dorfe zu, und als sie an dem Häuschen waren, da schob die Frau Elisabeth zur Thür und eilte dann zum Kloster hin, des' Pforten sich gar bald und willig ihrer öffneten, und nun war sie geborgen. —

Elisabeth, das Mädchen, aber fand den Vater nicht daheim. er hatte sich bald wieder aufgemacht, das Kind zu suchen und kam, weil er's nicht fand, jetzt ganz betrübt zurück. Und freudig lief Elisabeth dem Manne nun entgegen und rief: „Ach, Vater, ich suchte dich im Steinbruch tief im Walde und wollte schon die Wand hinunterklettern ...“

„Die jähle Wand?“ so schrie der Mann gar tieferschrocken.

„Ja, Vater, doch ein schöne Frau mit einem Kindelein im Arm zog mich zurück und führte mich nach Hause.“

„Wer war die Frau?“

„Sah aus, wie unsre Gottesmutter aus dem Rosenhag, doch war sie's nicht!“

Da faltete der schlichte Mann die Hände und sprach ein schnell Gebet, gedacht dabei, daß ihm doch auch um Mitternacht Maria war begegnet und rief: „Doch Kind, es war Maria aus dem Rosenhag, vom Herrn, der alle guten Kinder schützt, gesandt!“ —

Und als der Morgen graute, da schritt schon wieder unser Mann, dem Walde zu, und als am Rosenhag er stand, da beugte er sein Knie und sah voll gläubigem Vertrauen hinauf zu ihr, der Hohen, Hehren, die in dieser Nacht mit güt'ger Hand sein Kind bewahrt.

Und flammelte ein kurz Gebet!

Und sie, Maria, sah hernieder voller Milde, und holder Rosen- duft umwehte sie und jenen stillen Peter!